



Organ des
Vereins Zukunft Muotathal

Brennpunkt Das Virus und das Tal

■ *Wie hat Covid-19 die Menschen und Unternehmen im Muotatal beeinflusst?*

Das Coronavirus hat die ganze Welt und auch das Muotatal auf dem falschen Fuss erwischt. Mittlerweile ist der erste Schock – ob wirtschaftlich, gesundheitlich oder gesellschaftlich – überwunden. Die Auswirkungen klingen aber auch bei uns nach.

Philipp Betschart
Mitarbeit Sandra Bürgler und Laura Inderbitzin

Statistiken und Studien zum Coronavirus wurden bereits zigfach herumgereicht. Es ist deshalb müssig, dies alles hier erneut zu zitieren. Viel spannender sind Geschichten und Eindrücke, welche die Menschen in unserer Gemeinde in dieser ausserordentlichen Zeit bewegen. Auch bei uns gab es einige Coronafälle, Marco Suter und Laura Nussbaumer mussten das «Alpenpub» als Pächter schliessen und das alltägliche Leben im Tal war eingeschränkt. Im Zirk kommen verschiedene Persönlichkeiten aus Muotathal und Illgau zu Wort und erzählen, wie sie die Coronakrise erleben.

Matthias Gauger, Arzt in der Praxis für Allgemeinmedizin Muotathal:

«Die Coronawelle ist in unserer Region glimpflich abgelaufen, worüber ich sehr erleichtert bin. Was mich jedoch beunruhigt, ist die einseitige Perspektive auf dieses Ereignis. All unsere Überlegun-

gen setzen stillschweigend voraus, dass das Virus direkt unser Problem ist, welches wir beheben müssen. «Wenn wir das Virus eliminiert haben, sind wir wieder auf Kurs», heisst es. Aber wohin auf Kurs eigentlich? Der Stress – eigentlich ein natürlicher Warnmechanismus – steigt in

der Schweizer Bevölkerung laufend an. Als reiches Land mit einem der besten Gesundheitssysteme gelingt es uns nicht, diesen Stress und dadurch unzählige Folgekrankheiten zu reduzieren. Wir müssen endlich auf die Alarmzeichen hören, statt sie zu vertuschen und zu erdulden.»



Norbert Schelbert musste – wie alle Coiffeure – seine Kunden mit Schutzmaske bedienen. Foto: Philipp Betschart

**Maria Christen-Föhn,
Gemeindepräsidentin Muotathal:**

«Für mich persönlich wurde es in dieser Zeit einmal mehr deutlich, wie paradisisch das Leben in Muotathal ist. Ich möchte allen Bürgern ein grosses Kränzchen winden, wie sie die Anweisungen befolgt haben. Für viele war es eine schwierige Zeit mit Heimschule sowie -arbeit und ohne Anlässe. Das persönliche soziale Netzwerk war einmal mehr sehr wichtig. Ein grosser Dank gehört den Angestellten des Altersheims und der Spitex, die für das Wohl unserer betagten Bürger sorgten. Auch die Schule begleitete die Kinder fantasievoll und die Eltern zeigten Verständnis. Jetzt sollten wir alle wieder die Geschäfte in Muotathal unterstützen! Am wichtigsten ist aber, dass wir gesund bleiben.»

Norbert Schelbert, Coiffeur:

«Auf den Lockdown habe ich ungläubig reagiert: Wir müssen doch unseren Kunden die Haare schneiden können – was machen die Kunden ohne uns? Nach dem Bundesratsbeschluss bekamen wir aber keinen Telefonanruf mehr. Praktisch niemand probierte durch die «Hintertür», sich die Haare schneiden zu lassen. Wir haben uns dann mit Hausarbeiten und Renovationen beschäftigt.»

Als wir ab 26. April wieder arbeiten durften, buchten die Leute sofort wieder Termine. Wir spürten, dass manche Kunden die ersten nach den Lockerungen sein wollten. Drei Wochen später hatte sich die Lage wieder normalisiert und das Maskentragen nehmen wir gerne in Kauf. Durch die Entschädigung der Ausgleichskasse haben wir keinen finanziellen Nachteil erlitten.»



Reto Schelbert von der Conditorei Schelbert AG hofft, dass die Wichtigkeit des regionalen Einkaufens in den Köpfen der Menschen erhalten bleibt.

Foto: zVg Conditorei Schelbert



Ein Mitarbeiter der Firma von Geschäftsführer Pirmin Rickenbacher hatte sich mit dem Coronavirus infiziert.

Foto: Laura Inderbitzin

Reto Schelbert, Conditorei Schelbert AG:

«Von einem Tag auf den anderen mussten wir unsere Cafés schliessen. Wir konnten auch sämtliche Kunden nicht mehr beliefern. Leider mussten auch viele Cateringbestellungen für Hochzeiten, Firmen- und andere Anlässe abgesagt werden. Dies verursachte bei uns einen grossen Umsatzrückgang. Aufgrund dieser Situation haben wir bis Ende Mai Kurzarbeit eingeführt. Glücklicherweise unterstützten uns die Kunden und auswärtigen Touristen aber sehr. Dadurch konnten wir die Umsätze in den Verkaufsstellen steigern. Ich erhoffe mir, dass die Wichtigkeit des regionalen Einkaufens jetzt in den Köpfen der Leute präsent bleibt.»

Marco Föhn, Geschäftsführer MAB Möbel AG:

«Corona. Was ist das? Anfangs – und auch später immer wieder – war eine Unsicherheit vorhanden. Was darf man, wie soll man sich verhalten, wie lange dauert das Ganze, welche Auswirkungen hat es auf die Firma, dürfen wir überhaupt noch arbeiten? Dann habe ich mich aber damit zufriedengefunden, ohne Händedruck und mit der nötigen Distanz im Alltag umzugehen. Ich genoss die Weiten des Muotathals und das Privileg, draussen mit den Kindern zu spielen. Ich war über einen Monat nicht weiter weg als bis zum Schlattli, trank mit Kollegen virtuell ein Bier – und für einmal musste danach niemand noch nach Hause fahren.»

**Maria Mettler,
Heimleiterin Altersheim Buobenmatt:**

«61 Bewohnerinnen und Bewohner sowie rund 80 Mitarbeitende stellen sich der Corona-Herausforderung. Vier A4-Seiten müssen wir mittlerweile von der Theorie

in die Praxis umsetzen, um einer wohlwollenden Pflege gerecht zu werden. Es wurde und wird gute Arbeit von unseren Mitarbeitenden geleistet. Dank dem Vertrauen der Bewohnerinnen und Bewohner haben wir einen guten Alltag hinbekommen. Mit dem Glück, dass wir keine Isolationen vornehmen mussten, wurde es bei uns zunehmend ein familiäres Miteinander. Die Angehörigen haben auch mit Verständnis auf unsere Vorgaben reagiert, was ein herzliches Dankeschön verdient! Eine Vielzahl von Geschenken haben den Bewohnerinnen und Bewohnern dabei Freude gebracht – von A wie Alphorn bis Z wie Zeit. Lobenswert sind zudem der Austausch mit weiteren Heimleitungen, die Unterstützung der Gemeinde, der Lehrerschaft sowie der Schüler des Schulhauses St. Josef. Die täglichen Spaziergänge um das Schulhaus hielten so manche Bewohnerin und Bewohner fit.»

**Pirmin Rickenbacher, Geschäftsführer
Rickenbacher GmbH:**

«In den ersten Wochen hatten viele Angst und viele unserer Aufträge wurden verschoben. Das Gute für uns war aber, dass das Ganze im Frühling passiert ist: Fassaden- und andere Arbeiten im Aussenbereich konnten wir trotzdem fast ohne Probleme erledigen. Wenn das Virus im kalten Winter ausgebrochen wäre, hätte es die Firma schlimmer getroffen. Einer unserer Mitarbeiter war infiziert und musste in Quarantäne. Zuerst befürchtete ich natürlich, dass ich jetzt die ganze Bude ebenfalls zweieinhalb Wochen schliessen muss. Erstaunlicherweise sagte der Kantonsarzt aber, es sei kein Problem und wir konnten – bis auf den Corona-Fall – normal weiterarbeiten.»

**Franz Föhn,
Besitzer des Restaurants Alpenrögli:**

«Es war einschneidend, das Restaurant komplett zu schliessen und zwei Monate ohne Einnahmen dazustehen. Nach den ersten Lockerungen öffneten wir zwar wieder, aber aufgrund der Abstandsregeln konnten wir noch immer nicht rentabel arbeiten. Wegen der Vorschriften war es auch nicht mehr gemütlich, nicht mehr wie in einer richtigen Dorfbeiz.

Positiv ist aber, dass wir unser Personal unkompliziert in Kurzarbeit versetzen, in dieser Zeit einige Renovationen vornehmen sowie Administratives erledigen konnten. Da wir seit vielen Jahren hier wirten und einen finanziellen Grundstein haben, war unsere Existenz zum Glück nicht bedroht.»

**Gabriela Ulrich,
Ladenleiterin Volg Muotathal:**

«Wegen der Corona-Krise stieg und veränderte sich die Nachfrage unserer Kunden merklich. So wurden quasi von einem Tag auf den anderen plötzlich Konserven, Reis, Mehl, Teigwaren, Zucker und WC-Papier besonders stark nachgefragt. Auch die Hygienevorgaben wirken sich auf die tägliche Arbeit und natürlich auf die Kunden im Laden aus.»

**Manfred Betschart, Geschäftsführer
Spar Supermarkt Muotathal:**

«Wir haben während des Lockdowns gespürt, dass mehr Kunden bei uns einkauften. Zum einen, weil die Restaurants geschlossen hatten und mehr Leute häufiger selber kochen mussten. Zum anderen, weil weniger Leute nach Schwyz einkaufen gingen. Vor allem am Anfang war es für uns nicht einfach, da wir zuerst auch nicht wussten, wie gefährlich das Virus ist. Unser Personal war täglich in Kontakt mit mehreren Dutzend Menschen, und es dauerte lange, bis der Bund überhaupt erste Regeln für den Verkauf erliess. Da hatten wir schon längst reagiert und selber Desinfektionsmittel sowie Schutzmasken besorgt.»

**Trudi Rickenbacher,
Geschäftsführerin Sigristenhaus AG:**

«Urpötzlich, so kam es mir vor, wurden diese drastischen Massnahmen eingeführt. Zuerst mit 50 Personen, dann musste das Restaurant sogar ganz geschlossen werden. Wir führten dann Take-away ein und konnten auch die wichtige Seniorenverpflegung weiter anbieten. Die Mitarbeitenden kamen zum Glück gerne zur Arbeit und leisteten mit Freude am Mittag und Abend diese Kurzeinsätze. Das gemütliche Beisammensein hat uns sehr gefehlt, dafür machten wir auch früh Feierabend.»

Andreas Heinzer, Präsident KTV Illgau:

«Im KTV haben wir uns stets an die Richtlinien des BAG gehalten. So haben wir den Turnbetrieb über zwei Monate komplett eingestellt, keine Veranstaltungen durchgeführt und auch unsere GV verschoben. Ich habe viele Reaktionen von der Bevölkerung bekommen. Einige konnten kaum verstehen, warum die Schule öffnet, der Turnbetrieb im KTV aber noch nicht stattfinden darf. Im Grossen und Ganzen



KTV-Illgau-Präsident Andreas Heinzer bekam die Corona-Auswirkungen auf den Sport hautnah mit.

Foto: zVg Andreas Heinzer

konnten sich die Leute aber gut damit abfinden. Unsere Mitglieder mussten selbstständig Sport treiben, wobei das schöne Frühlingswetter sicher dabei half.»

Hinweis

Ein ausführliches Statement von Arzt Matthias Gauger ist unter www.zukunft-muotathal.ch unter «Zirk vom Juli 2020» zu finden.

Impressum Zirk

Zeitung des Vereins Zukunft Muotathal VZM
www.zukunft-muotathal.ch

Erscheint vierteljährlich

Redaktion:

Peter Betschart, Philipp Betschart,
Sandra Bürgler, Remy Föhn, Sandra Gwerder,
Manuela Hediger, Brigitte Imhof,
Walter Imhof, Laura Inderbitzin

Freier Mitarbeiter: Walter Gwerder

Die Verantwortung für die Artikel liegt bei den Autoren

Haben Sie Fragen oder Anregungen an die Redaktion? Bitte melden Sie sich bei:
zirk@zukunft-muotathal.ch

Layout: Daniel Bürgler

Druck: Bucher Druckmedien AG, Vitznau

Lektoren:

Rösly Gasser Betschart, Laura Inderbitzin

Möchten Sie Mitglied des Vereins Zukunft Muotathal werden, ein Abonnement abschliessen oder eine Adressänderung melden? Bitte wenden Sie sich an den Aboverwalter des VZM:

André Schelbert
Schachenmattli 2, 6436 Muotathal
abo@zukunft-muotathal.ch
079 758 48 62

Zahlung:

Raiffeisenbank Muotathal
IBAN CH23 8080 8004 2949 1777 2
«Verein Zukunft Muotathal»

Abonnementspreis: jährlich Fr. 25.–

Genau vor 100 Jahren grassierte eine schlimme Viehseuche

1920 ging im Muotatal eine böse Viehseuche um. Damals versuchte man dieser Gefahr mit allen Mitteln Herr zu werden. Einerseits bekämpfte man die Seuche mit Verboten und Einschränkungen, wie wir das aktuell auch kennen. Andererseits versuchte man, mit Hilfe von Gebeten und Gelübden der Seuche zu begegnen.

Seuchenfreie Gebiete, so erzählte mein Vater jeweils, durften nur betreten werden, wenn zuvor die Schuhe in einem «Trögli» mit Arbezol (Schädlingsbekämpfungsmittel) desinfiziert wurden. Laut Amtsblatt durfte zudem nicht ins

Wildiheu gestanden werden. Dies im ganzen Gebiet der Gemeinde Muotathal nördlich der Muota bis an die Grenze zum Kantons Glarus.

Man weiss, dass die Seuche im Alpeli (hinter dem Pragel) ausbrach und sich auf die umliegenden Alpen Chälen, Biet, Silberen und dann auch auf den Bergboden ausbreitete. Einzig die Alpen auf dem Pragel waren noch seuchenfrei. Die Angst war jedoch gross, dass auch sie in Mitleidenschaft gezogen werden. In dieser Not gelobten die Äpler, auf dem Pragel eine Kapelle zu bauen, falls sie

verschont blieben. Zur grossen Erleichterung der Äpler erreichte die Seuche den Pragel tatsächlich nicht. Als Dank und um das Gelöbnis einzuhalten, baute man eine kleine Kapelle.

Früher war es üblich, dass in solchen Notlagen etwas derartiges versprochen wurde. Und heute? Die Corona-Krise hat dazu geführt, dass Orte der Religionsausübung geschlossen wurden. In dieser leidgeprüften Zeit wurde damit vielen die Anlaufstelle genommen, die für sie Hilfe hätte bedeuten können.

Walter Imhof

Unsere Nachbarn, die Ausländer

■ Drei Frauen stellen sich vor

Zusammen mit vielen anderen betriebenen Arbi Arslani aus Mazedonien und Erzsébet Herceg mit Tochter Izabella aus Ungarn am Dorfbasar einen Essensstand. Die drei Frauen stellen sich nun näher vor.

Sandra Gwerder

Im Rahmen der Themenwoche «Nachbarn» des Vereins Zukunft Muotathal im vergangenen September stellten sich einige unserer Nachbarn mit ausländischen Wurzeln vor. Sie verwöhnten die Muotathaler Bevölkerung am bunten Dorfbasar mit fremdländischen Gaumenfreuden. Drei Teilnehmerinnen können im Folgenden etwas näher kennengelernt werden.

Albresha Arslani, Nordmazedonien

Vielleicht ist die süsse Baklava vom bunten Dorfbasar noch in Erinnerung. Gebacken wurde sie von Albresha «Arbi» Arslani aus Nordmazedonien. Eine solch köstliche Baklava finde ich auch bei meinem Besuch bei den Arslanis wieder vor mir. Sie habe noch welche übrig vom Bayram, dem Fest, welches am Ende des muslimischen Fastenmonats Ramadan gefeiert wird. Nach einem Monat der Enthaltsamkeit – von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang darf weder gegessen noch getrunken werden – darf nun wieder geschlemmt werden.

Gleich zu Beginn hält Arbi Arslani fest, dass sie keine Nordmazedonierin, sondern Albanerin ist. Viele Albaner leben in Nordmazedonien, haben aber eine andere Sprache und Religion. Nordmazedonien ist ein kleines Land mit rund zwei Millionen Einwohnern. Arbis Familie kommt aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Struga, einem Ort etwa ähnlich gross wie Schwyz. Im Gegensatz zum bergigen Muotatal ist die Gegend rund um Struga aber flach.

Arbis Vater kam als noch sehr junger Mann, mit 15 Jahren, als Saisonnier in die Schweiz. Bei einem Aufenthalt in seiner Heimat lernte er Arbis Mutter kennen und die beiden beschlossen, gemeinsam in die Schweiz zu ziehen. Hierzulande bot sich dem jungen Paar die Möglichkeit, zu sparen und etwas aufzubauen. Eine grosse Herausforderung war allerdings das Meistern der deutschen Sprache.



Arbi wird beim Verkauf der nordmazedonischen Spezialitäten von Corinne Lienert-Gwerder (ds Chrümmälers) unterstützt.
Foto: zVg Albresha Arslani

Der Weg ins Muotatal

Arbi wuchs in Zug auf und kam der Liebe wegen ins Muotathal. Ihr Mann Misteba – ihm gehört die Firma A-M Reinigungs-Service – kam bereits als Kind hierher. Ihre anfänglichen Zweifel, ob ein Leben bei den Berglern im Tal wirklich das Richtige für sie sei, konnte ihr Mann beseitigen. «Ds Tal isch weisch wiä schön», meinte dieser immer und immer wieder und konnte sie somit zu einem Umzug überreden. Bald merkte Arbi, dass ihre Gucci-Schuhe im Tal nicht allzu viel nützen, mittlerweile hält sie mehr von wetterfestem Gore-Tex-Schuhwerk. So ganz ins stereotype und klischeehafte Bild der Albaner will die Familie Arslani nicht passen: Teure Markenkleider oder Autos haben für sie einen geringen Wert. «Lieber fünfzig Mal in die Ferien, als ein teures Auto kaufen»,

sagt Arbi – eine Einstellung, die wohl viele Thaler mit ihr teilen.

Obwohl sie Unterschiede in ihrem Leben zu demjenigen ihrer Landsleute sieht, ist sie noch sehr verbunden mit ihrer Heimat Nordmazedonien. Bevor ihre beiden Kinder, Aurel und Aulona, zur Welt kamen, reiste Arbi regelmässig nach Nordmazedonien. Jeden Sommer gibt es Hochzeiten zu feiern, meistens mit 500 oder mehr Gästen. Dort wird nicht nur gegessen und gefeiert, sondern auch viel getanzt. «Das Tanzen haben die albanischen Mädchen im Blut», meint Arbi. Kein Wunder, werden sie doch jeden Sommer zu unzähligen Hochzeiten eingeladen – und auf jeder einzelnen wird getanzt. Der Tanz, den uns Arbi am Dorfbasar beibrachte, ist ein typischer Tanz, der an Hochzeiten aufgeführt wird.

Auch wenn Arbi nur noch selten nach Nordmazedonien reisen kann, wird sie dort immer mit offenen Armen und äusserst herzlich empfangen. Vielleicht werde sie schon etwas anders wahrgenommen, weil sie ihr ganzes Leben in der Schweiz verbracht habe, aber die Leute liessen es sie nie spüren. Diese Offenheit und Herzlichkeit sei wohl typisch für die Albaner. Diese Offenherzigkeit zeichnet auch Arbi aus und half ihr, sich im Tal anzusiedeln und Freundschaften zu knüpfen.

Auch wenn Arbi ihr ganzes Leben hier verbracht hat, besitzt sie den Schweizer Pass nicht – oder besser gesagt, noch nicht. Für eine junge Familie wie die Arslanis ist das ein grosser, oft ein zu grosser Kostenpunkt. 6000 Franken muss schnell einmal für einen Schweizer Pass ausgegeben werden. Zudem will das Einbürgerungsverfahren gut vorbereitet sein und nimmt viel Zeit in Anspruch. Trotzdem: Der Schweizer Pass ist das nächste Projekt, das von der Familie Arslani angepackt wird.

Erzsébet Herceg und Tochter Izabella, Ungarn

Wie die Familie Arslani wohnt auch die Familie Herceg im Schachen. Erzsébet

(Elisabeth auf Deutsch) und ihre Tochter Izabella haben uns am Dorfbasar mit Gulasch und Letscho – eine Art vegetarischem Gulasch ohne Fleisch, dafür mit viel Gemüse – verwöhnt.

Die fünfköpfige Familie Herceg kommt aus einer ländlichen Gegend in Ungarn, bis nach Budapest sind es rund drei Stunden Autofahrt. Wer schon einmal in Ungarn war, dem sind die weiten Flächen sicher noch in Erinnerung, somit ziemlich das Gegenteil zu unserer Landschaft hier. Aber nicht nur an die Landschaft musste sich Erzsébet zuerst gewöhnen, die grösste Herausforderung war wohl die Sprache.

Bereits als junge Frau kam Erzsébet in die Schweiz, ging zurück nach Ungarn und landete schliesslich doch wieder in der Schweiz. Seit mehr als 23 Jahren lebt Erzsébet nun in der Schweiz, fünf davon in Muotatal. Da beide Elternteile in Schwyz arbeiten, war es für die Familie naheliegend, in der Nähe eine Wohnung zu suchen und so landeten sie im Tal. Schöne und doch erschwingliche Wohnungen gibt es aber auch anderswo; wieso also leben sie immer noch hier und nicht irgendwo im Talkessel Schwyz? «Ganz einfach, ich weigere mich, umzuziehen. Ich will hier im Tal bleiben», meint die 13-jährige Izabella. Und wie es aussieht, gehorcht der Rest der Familie.

Die Familie schätzt die schöne Wohnung, die wunderbare Umgebung, aber auch die Perspektive für die Kinder. «Würde ich in Ungarn leben, wäre ich nicht so schlau», meint Izabella. Die Erwartungen und Anforderungen an Kinder und Jugendliche seien hier viel höher als in Ungarn. Zwar habe man ähnliche berufliche Möglichkeiten in Ungarn, dies sei aber fast zwingend mit einem Umzug in eine grosse Stadt – wie Budapest – verbunden.

Von «aarigen» Ungarn und Schweizern

Erzsébet fährt jedes Jahr ein- bis zweimal nach Ungarn. Ein grosser Teil ihrer Verwandtschaft und viele Bekannte wollen besucht werden. Sie ist immer noch sehr verbunden mit ihrer Heimat. Ihre Tochter Izabella freut sich dagegen eher aufs Essen als auf die vielen Besuche bei Bekannten, die sie nicht mehr so gut kennt. Doch ab und zu trifft auch sie wieder Freundinnen und Freunde aus ihrer Kindheit.

Sind Ungarn und Schweizer sehr unterschiedlich? Auf diese Frage meint Izabella, dass beide etwa gleich «aarig» und eingebildet seien. Neben «aarig» höre ich im Gespräch auch «flätt» oder «desäb» oft in den Aussagen der jungen Frauen. Es scheint, dass sie den Muotathaler Wortschatz intus haben.



Das Team Ungarn, das die Besucher am Dorfbasar verköstigte: Edina Orsos, Erzsébet Herceg, István Herceg, Izabella Bogdan und Diana Juhasz (von links nach rechts).

Foto: Daniela Gwerder Photography

Zukünftige Orts- und Zonenplanung in Muotathal

■ In naher Zukunft wird viel Verhandlungsgeschick nötig sein

An einer neuen Orts- und Zonenplanung in Muotathal führt kein Weg vorbei. Sie steht vor einer überaus schwierigen Ausgangslage, deshalb sollte mit den Verhandlungen früh begonnen werden.

Remy Föhn

Im Jahr 2012 wurde in Muotathal letztmals über eine Ortsplanungsrevision mit Zonenplan abgestimmt. Ein grosser Teil des seit damals verfügbaren Baulandes ist bereits wieder überbaut oder ist nicht verkäuflich, da die Nutzung im Eigenbedarf erfolgen soll. Anderes Land befindet sich wegen Einsprachen und Gerichtsverfahren immer noch in der Warteschlange. Etliche Projekte sind dadurch blockiert. Allerdings gibt es noch immer einige bauwillige Muotathaler, die auch ein Eigenheim realisieren möchten. Andere wiederum würden gerne an bestehende Gebäude anbauen. Das Gewerbe wird zur weiteren Entwicklung ebenfalls zusätzliches Bauland brauchen. Dies erfordert den baldigen Start einer neuen Orts- und Zonenplanung.

Die neuen Chancen

Mit der nächsten Ortsplanung hat der Gemeinderat die Chance, den vorherigen – etwas unglücklichen – Zonenplan wieder auf einen zukunftssträchtigeren Weg zu bringen. Will man die absehbare Entwicklung für die Bevölkerung, das einheimische Gewerbe, die Landwirtschaft sowie den Tourismus attraktiv und zukunftsgerichtet gestalten, müssen bereits jetzt die ersten strategischen Schritte in Angriff genommen werden. Die Angelegenheit wird wohl sehr zeitintensiv werden und wird die zuständigen Behörden bei der Planung lange auf Trab halten.

Aufzonungen und Zonenerweiterungen

Mit der neuen Planung eröffnen sich verschiedene Möglichkeiten. Zum einen kann man in bestehenden Zonen zum Beispiel höher oder verdichteter bauen. Ausnutzungsziffern kann man erhöhen, damit mehr nutzbarer Raum geschaffen wird. Zum anderen würde eine Ausweitung der vorhandenen Kernzone auf angrenzende Zonen automatisch auch bessere Möglichkeiten ergeben. Bestehende Gebäude könnten intensiver und optimaler ausgebaut werden. Gemeinsame Unterflurgaragen in neuen sowie bestehenden Quartie-

ren könnten erstellt werden, damit bereits vorhandene Gebäude erweitert, an- und aufgebaut werden können.

Eine bauliche Entwicklung in Muotathal wird nur durch die Umzonung von Landwirtschaftsland in andere Zonen wie Bau-, öffentliche oder Gewerbezone möglich sein. Es bieten sich einige Möglichkeiten, die durchaus auch für Bauern machbar wären: Landabtausch, Anpassung landwirtschaftlicher Strukturen, Landverkauf, Betriebszusammenlegungen, Diversifizierung und Ausbau eigener Hofprodukte in hoher Qualität auf grösseren, neu eingezonten landwirtschaftsnahen Betriebsflächen. Auf dem Talboden existieren derzeit einige kleine Betriebe, bei denen eine existenzsichernde Landwirtschaft als solche nicht mehr rentabel betrieben werden kann. Ohne Zusatzverdienst ist ein vernünftiges Wirtschaften kaum mehr möglich. Zudem sind einige Landwirte bald im Pensionsalter und werden künftig als Verpächter ihrer landwirtschaftlichen Betriebe auch nicht vom Überfluss verwöhnt sein. Für initiative Landwirte ergibt sich bei einem Landabtausch die Gelegenheit, dank dann grösseren zusammenhängenden Flächen zu einer rationelleren Bewirtschaftung übergehen zu können.

Gemeindeeigene Betriebe im Visier

Solche Gebiete, die diese Möglichkeiten bieten, gibt es zum Beispiel in der gemeindeeigenen Widmen und den verschiedenen angrenzenden Liegenschaften in Richtung Bürgelibach. Auch im Büöl und in der Mühlestudin in Ried-Muotathal wäre

dies der Fall, weiter im unteren Teil des Gebietes Sonnenhalb/Tschalun. Solche Strategien und Überlegungen gilt es für die nächste Orts- und Zonenplanung schon jetzt aufzugleisen. Auch Verhandlungen für verschiedene Varianten sollten möglichst früh geführt werden, denn solche Vorhaben nehmen unheimlich viel Zeit in Anspruch. Zusätzlich sind sehr viel Geld, Nerven und Verhandlungsgeschick gefragt.

Arbeitsplätze, Wertschöpfung und Nachhaltigkeit

Die Zeichen der Zeit sehen heisst, jetzt umgehend zu handeln und das Projekt Orts- und Zonenplanung angehen. Sonst werden sich initiative und bauwillige Muotathaler im Talkessel Schwyz und Umgebung niederlassen. Weiter würden damit nicht nur Arbeits- und Ausbildungsplätze im Tal verloren gehen, es würden auch noch mehr Muotathaler Gewerbler ebenfalls auswärts Arbeitsplätze schaffen. Zudem würden noch weniger beruflich gut ausgebildete Muotathaler zurück ins Tal kommen. Dies wiederum lagert Wertschöpfung aus und bedeutet zunehmende Stagnation. Ein ehemaliger, cleverer Muotathaler Gemeindepräsident hat einmal betreffend Zonenplan gesagt: «Die Muotathaler müssen aufpassen, dass das Tal nicht zur Schlafgemeinde wird.» Wie wahr. Laut dem aktuellen Gemeindeleitbild und der jetzigen Gemeindestrategie kann es aber nur gut kommen - das ist das Positive. Hoffen wir fürs Tal, dass die Chance gepackt und genutzt wird.



Wie soll in der Gemeinde weiter gebaut werden? Muotathal am Chäsämrächt im Oktober 2019.

Foto: Sammlung Walter Imhof

Idyllischer Plattenweg durch die Bergsturzhalde

■ Wanderung mit vielen Möglichkeiten

Ob für einen Kurzausflug oder eine ausgedehnte Wanderung: Der Plattenweg hält für verschiedene Ansprüche seine Highlights bereit.

Laura Inderbitzin

Der Plattenweg, auch Pragelweg genannt, führt von Horgrasen über die Klosterweid an die Pragelstrasse und ist ein etwas verborgenes landschaftliches Highlight im Muotatal. Auf unzähligen Steinplatten wandern Spaziergänger durch ein grosses Bergsturzesgebiet, das vermutlich nacheiszeitlich entstanden ist (siehe Box). In der Halde liegen viele Schiefersteine, «Grotzli» säumen den Weg, und bergseits geht's steil zum Heubrig hinauf.

Um das Bergsturzesgebiet ganz zu durchqueren, benötigt man nur etwa 25 Minuten – und schon hat man einen gemütlichen Spaziergang mit schöner Aussicht über die Berge in unserem Tal gemacht. Natürlich kann man den Plattenweg aber auch in eine grössere Wanderung einflechten.

Auf einer kleinen Brücke über die Starzlen

Für diesen Text habe ich mich für die Route Fruttli – Klosterweid – Plattenweg – Horgrasen – Muotathal entschieden. Eine rund 2,5-stündige Kurzwanderung, bei der es nur am Anfang leicht «obsi» geht,

danach schön geradeaus und schliesslich vom Sonnenhalb ins Tal hinunter. Beim Fruttli, bei der Abzweigung zum Bergboden, steigt man hinunter in den Wald, überquert auf einem Steg die Starzlen und nimmt den kurzen Anstieg bis zur Klosterweid unter die Füsse. Anschliessend führt der Weg über eine Weide, an vielen Kühen vorbei bis zu einem kleinen Wäldli und schliesslich zum Plattenweg. Wer danach den recht langen Abstieg vom Sonnenhalb ins Tal vermeiden möchte, kann die Route

selbstverständlich einfach von der anderen Seite her angehen. Daneben gibt es zahlreiche weitere Wandermöglichkeiten mit dem Plattenweg als Highlight: Beispielsweise kann man auf dem Pragelpass starten und via alte Pragelstrasse und Bergboden ebenfalls zum Plattenweg gelangen. Oder man setzt den Startpunkt im Stalden und beginnt dort eine Rundwanderung. Zwischen diesen beiden Stellen kann man beliebig starten und so seine eigene Plattenwegwanderung gestalten.



Der Plattenweg wird von vielen «Tannli» gesäumt und führt durch Gesteinsmassen. Fotos: Laura Inderbitzin

Geschichte und Sagen zum Plattenweg

Der Plattenweg führt durch eine eindrückliche Bergsturzhalde, die sich vermutlich bereits nacheiszeitlich gebildet hat. Die Gletscher zogen sich zurück und übten einen gewaltigen Druck auf die Bergflanken aus. Bei der Abschmelze liess dieser Druck nach und riesige Felsmassen stürzten zu Tale. Reisende wurden schon früh auf dieses Ereignis aufmerksam und auch Einheimischen blieb diese Wunde in der Natur nicht verborgen. Sie haben dieses Ereignis auf ihre Weise aufgenommen und in einer Sage zu deuten versucht (Steinberger, Sagenbuch II, 1981, S. 167, in zwei Fassungen). So soll sich der Bergsturz als Folge des sündhaften Tuns von Menschen ereignet haben und wurde als Strafgericht Gottes angesehen. Eine Sage erzählt:

*Der ungläubige Senn
Jeden Sommer führte ein munterer Senn*

Kühe und Kälber vom ganzen Tal auf die schönste Alp weit und breit: auf die «Risi» unter den Heubergen, zwischen Horgrasen und Chrüz. Alle Jahre aber hatte er mehr zu schimpfen. In einem Sommer trieb er es besonders bunt. Er verfluchte Gott und die Welt, war unzufrieden mit seiner Arbeit und lachte andere aus, die ihn vor solcher Gotteslästerung warnten. Er hörte aber nicht auf sie und frevelte weiter. Einmal nahm er sogar Käse und Butter und pflasterte damit den Weg, der zu seiner Alp führte. An diesem Abend lief ein Stier wie vom Teufel gejagt ins Tal hinunter, doch der Senn beachtete dieses Zeichen nicht. Am anderen Morgen war von der wunderschönen Alp nichts mehr zu sehen. Eine ganze Felswand war darübergestürzt. Das war die Strafe für den ungläubigen Senn, der seine Alp sehr geliebt hatte.

(mündlich)

Über diese «Risi» kann man sich von Kreuz her einen hervorragenden Überblick verschaffen. Früher hiess es, man geht durch die «Schluechtrisi». Der Name Plattenweg etablierte sich erst mit dem Bau des Weges 1978 unter der Federführung des Verkehrsvereins. Dass diese Gesteinsmassen noch nicht zur Ruhe gekommen sind, davon zeugen Rutschungen. Sie haben den Weg seit dem Bau stellenweise bereits mehrere Meter talwärts getrieben. Früher führte der Weg vom Ruchhaselbach durch die «Schluechtrisi», dann vor dem Wasserfall unterhalb des Restaurants Kreuz über einen Steg über die Starzlen. Von hier stieg der Weg steil an bis zur Pragelstrasse. Dieser Weg existiert nicht mehr. (wi)

Hinweis: Eine weitere Sage finden Sie online unter www.zukunft-muotathal.ch unter «Zirk vom Juli 2020».

Mobilität – Segen und Untergang im Bisistal

■ *Der technische Fortschritt brachte zuerst Aufschwung, heute das Gegenteil*

1920 entstand im Schwarzenbach ein Wasserkraftwerk, um die Sägerei elektrisch zu betreiben. Das elektrische Licht und auch die ersten Autos fanden dann den Weg ins Bisistal.

Walter Imhof

Die Elektrifizierung 1920 war für die Sägerei, das Gasthaus Schwarzenbach und den Stall gedacht, machte allerdings vor der Kapelle halt. Kaplan Moser schrieb dazu: «Das elektrische Licht, das letzten Herbst im Schwarzenbach eingerichtet wurde, möge einst auch unsere Kirche erhellen – doch das dürfen wir uns nur im Traum vorstellen.» Die Modernisierung hatte also schon früh Einzug gehalten im Bisistal. Dazu gehörte auch der motorisierte Verkehr. Zum Erstaunen vieler Leute schaffte es Franz Grossmann bereits 1921, den Stutz zum Schwarzenbach mit einem Lastwagen zu bezwingen. Die Ladung des Wagens wog eine Tonne! Erst kurz zuvor war es gelungen, diesen Anstieg mit dem ersten – mit fünf Passagieren besetzten – Automobil zu überwinden.

1927 kam das erste Postauto ins Bisistal. Ab 1928 war Posthalter Franz Ulrich (1898) stolzer Besitzer eines Automobils. Damit transportierte er im Sommer nicht nur die Post, sondern auch Gäste und Waren ins Bisistal. Einen Winterdienst gab es nicht und das Automobil blieb den ganzen Winter hindurch stehen.

Versorgung der Bevölkerung

Seit es die Kirche und eine Schule gab, war man im Bisistal in verschiedener Hinsicht «autonom». Sich mit dem Notwendigsten einzudecken war dank eines Spezeireiladens ebenfalls möglich. Das «Lädäli» wurde von den Wirtsleuten im Restaurant Schönenboden betrieben. Bezirksamman Peter Suter (ds Baschä) kaufte 1901 das Gasthaus von der Familie Föhn (ds Chronäwirts). Er wirtete aber nicht selber, sondern verpachtete das Restaurant. So wurde ab 1905 Melchior Gwerder (ds Hilträtärä Melkä) Pächter. 1921 musste er das Gasthaus dann aufgeben, weil Franz Ulrich den «Schönenboden» kaufte und selber zu wirten begann. Wie das untere Foto zeigt, war der Spezeireiladen dann zwischenzeitlich im kleinen Haus bei Melchior Gwerder untergebracht. Weil er den «Schönenboden» hatte verlassen müssen, baute er den Schuppen, der ehemals der Familie Föhn (ds Chronäwirts) gehörte und auch als «ds



1912 leisteten Zürcher Truppen im Tal ihren Wehrdienst. «Ds Chronäwirts Gädäli» steht am Anfang der Gasse, die zur Kirche hinüberführt.

Chronäwirts Gädäli» bekannt war, in ein kleines Häuschen um. Dort richtete er im Erdgeschoss den Spezeireiladen ein.

Der Laden war nicht nur für die Bisistaler von Bedeutung, sondern auch für die vielen Äpler und deren Familien auf den umliegenden Schwyzer und Urner Alpen. Sie deckten sich jeweils am Sonntag nach dem Messebesuch mit Lebensmitteln ein, bevor es zurück auf ihre Alpen ging. Auf die Frage, was es denn dort zu kaufen gab, sagte ein alter Bisistaler: «Ja Brot und Margaronä und ä söles.»

Mobilität sorgt für Unabhängigkeit

1942 wurde das Häuschen von einer Lawine weggerissen. Melchior zog mit seiner

Frau ins Muotatal, wo er für sich bereits 1911/12 ein Haus (HS 75) gebaut und zwischenzeitlich vermietet hatte. Das Häuschen im Bisistal wurde nicht wiederaufgebaut und Franz Ulrich vom «Schönenboden» übernahm den Spezeireiladen.

Inzwischen musste aber auch dieser Laden aufgegeben werden. Die einst so hochgepriesene Mobilität und die Erschließung der Alpen mit Strassen macht es nun möglich, sich jederzeit auswärts zu versorgen. Die Kinder werden nach Muotathal in die Schule gefahren, die Messe findet nur noch spärlich statt. So verschwinden nicht nur das Dorfleben, sondern auch während Jahrhunderten gewachsene kirchliche und weltliche Traditionen.



Die Aufnahme zeigt den Chauffeur eines Automobils (links) vor «ds Melkä Lädäli». In der Bildmitte zu erkennen ist Karolina Gwerder-Schelbert (ds Sagä Karlini, 1862), daneben ihr Ehemann Melchior Gwerder (ds Hilträtärä Melkä, 1880). Er war von 1905 bis 1921 Wirt im Restaurant Schönenboden und wurde «der Wirtli» genannt.

Fotos: Sammlung Imhof

«Wir sind noch nicht auf dem Höhepunkt angelangt»

■ Marco Heinzer und Ruedi Betschart sind ein erfolgreiches Seitenwagenduo

Bereits seit über fünf Jahren fährt das Team Heinzer-Betschart aktiv Rennen. Für die Zukunft haben sich die beiden hohe Ziele gesetzt.

Sandra Bürgler

Seit 2014 fahren Marco Heinzer und Ruedi Betschart zusammen Seitenwagen. Im letzten Jahr konnten die beiden ihren bisher grössten Erfolg feiern: «Wir gewannen den Schweizermeistertitel», sagt Heinzer. Im Jahr zuvor hatten sie diesen nur knapp verpasst und waren auf dem zweiten Platz gelandet. «Es ist schon so, je länger man miteinander unterwegs ist, desto besser wird man», erklärt Betschart. Die beiden wissen, wie der andere denkt und wie sie einander bei schwierigen Passagen im Rennen helfen können. Vielleicht gerade deswegen hat sich das Seitenwagenduo für die aktuelle Saison noch höhere Ziele gesetzt. «Wir wollen zum ersten Mal an jedem Rennen der Weltmeisterschaft teilnehmen», sagt Betschart. Das heisst, sie werden an 14 Rennen am Start stehen in Ländern wie Deutschland oder Frankreich – sofern es die Corona-Situation zulässt. «Die Veranstalter haben bisher noch nicht definitiv entschieden, ob die WM stattfinden wird», so Heinzer.

Bereits früh für die Sportart interessiert

Obwohl sich die beiden Illgauer schon seit unzähligen Jahren kennen, haben sie auf unterschiedlichen Wegen zu dieser Sportart gefunden. «Ich bin oft mit Andy Bürgler und Martin Betschart an die Rennen mitgegangen und dadurch auch schon das eine oder andere Mal auf dem Seitenwagen gestanden», erklärt Ruedi Betschart. Andy Bürgler und Martin Betschart waren ebenfalls ein Team aus Illgau und zählen zu den Vorbildern von Marco Heinzer und Ruedi Betschart. Für Betschart ist die Sportart faszinierend: Es handelt sich zwar um einen Teamsport, aber die Aufgaben von Fahrer und Beifahrer unterscheiden sich stark voneinander. «Würde Marco auf einmal Beifahrer sein und ich Fahrer, würde das niemals funktionieren.»

Auch Marco Heinzer interessiert sich schon lange für Motorsportarten. «Bevor ich zum Seitenwagenfahren gekommen bin, habe ich auch an Autocrossrennen teilgenommen», so Heinzer. Auf die Idee,



Auch im Ausland nehmen die beiden Illgauer oft an Rennen teil, wie hier in Strassbessenbach (zwischen Frankfurt und Würzburg) in Deutschland.

Foto: Ernst Betschart

zusammen mit Ruedi Betschart ein Team zu bilden, ist er gekommen. 2013 haben die beiden ihren ersten Töff gekauft.

In einem Jahr zwanzigmal den Motor gewechselt

Auch der Unterhalt des Töffs ist eine wichtige Aufgabe in dieser Sportart. Marcel Betschart, der Bruder von Ruedi, unterstützt das Seitenwagenduo in diesem Bereich. Seit Beginn ist er als Mechaniker an den Rennen mit dabei. «Zwischen den Läufen bringt er das Motorrad wieder in Ordnung, damit Ruedi und ich uns erholen können», sagt Betschart. Ist ein Rennen vorbei, bereiten sie das Fahrzeug in der kleinen Werkstatt in der Wepfenen für den nächsten Wettkampf vor. «Am Montag ist jeweils Mechanikerabend», so Heinzer. Sie wissen mittlerweile, worauf sie beim Töff achten müssen. Dies sei aber nicht immer der Fall gewesen. «2018 mussten wir den Motor zwanzigmal wechseln», erinnert sich Heinzer. Insgesamt haben sie fünf neue Töffs gekauft.

Die vielen Arbeiten am Fahrzeug und die Reisen an die Wettkämpfe belasten auch das Bankkonto der beiden Illgauer. «Es ist ein teures Hobby, und ohne unsere Sponsoren würde es nicht funktionieren», sagt Heinzer. Der 100er-Klub sei dabei sehr wichtig. «Die Mitglieder zahlen pro Jahr 100 Franken, werden dafür als Erste über unsere Resultate informiert und bekommen zudem auch kleine Geschenke», erklärt Ruedi Betschart.

Auch die Unterstützung von ihrem persönlichen Umfeld ist für das Seitenwagenduo grundlegend. «Es ist ein zeitintensives Hobby. Wenn unsere Freundinnen und Familien nicht hinter uns stehen würden, müssten wir wahrscheinlich wieder aufhören», so Betschart. «Wir versuchen, die Wochenende, an denen wir an Rennen teilnehmen, auch ein bisschen als Ferien anzusehen», ergänzt Heinzer. So stehe nebst dem Sport auch das gemütliche Zusammensein im Vordergrund.

Aufhören war auch schon ein Thema

Die beiden Illgauer haben auch schon mit dem Gedanken gespielt, das Seitenwagenfahren an den Nagel zu hängen. Doch der Spass und die Vorfreude auf die Saison ist bei beiden immer noch vorhanden. Zudem sind sie überzeugt: «Wir sind mit unserer Leistung noch nicht auf dem Höhepunkt angelangt.»



Ruedi Betschart (links) und Marco Heinzer gehören schweizweit zu den besten Seitenwagenfahrern.

Foto: z/Vg Marco Heinzer

Poststellenschliessung ist zu hinterfragen

■ Warum den Gegnern in Muotathal Mut und Argumente nicht ausgehen

Die Post sorgt landauf, landab mit ihren Schliessungen für Empörung. In Muotathal verstösst die Aufhebung der Poststelle nicht nur gegen die 20-Minuten-Regel, sondern auch gegen die Gleichbehandlung.

Fred Föhn

Der Poststellenabbau bevorteilt zum einen Städte und zum anderen einzelne Gegenden. Beides lässt sich am Beispiel der Region Neuchâtel bestens dokumentieren: Zur nächsten Postablage braucht ein Städter drei Minuten, zur Poststelle sechs und zur Hauptpost zwölf Minuten – wohlgermerkt immer zu Fuss.

Mitte Mai flog nun auf, dass es dort zudem vier dörfliche Nachbargemeinden gibt, die ihre Poststelle garantiert bekamen: Cortailod (4700 Einwohner), Boudry (6100 Einwohner), Colombier (5500 Einwohner) und sogar Bevaix mit 3800 Einwohnern. Alle vier Poststellen liegen im Umkreis von weniger als zehn Kilometern. Alle sind untereinander mit ÖV in fünf bis fünfzehn Minuten bestens verbunden, ebenfalls mit der Hauptpost in Neuchâtel. Würde die Post die 20-Minuten-Regel (mit ÖV oder zu Fuss zur nächsten Filiale) anwenden, hätte die Post zwei bis drei der vier Poststellen schliessen müssen. Gleichzeitig heisst das auch, dass man den Standort Muotathal nicht antasten dürfte, auch wegen der Bevölkerungszahl von 3500 Personen (Bevaix: 3800). Fazit aus diesen Beispielen in Neuchâtel: Die doppelte Bevorteilung von Städten und Gegenden ist weder vertretbar noch akzeptabel. Sie verstösst gegen die Gleichbehandlung und gegen die Idee des Service public.

Manipulatives Vorgehen der Post

Um die Poststellenschliessung in Muotathal durchzusetzen, ging die Post manipulativ vor: Zum einen informierte sie anfänglich nicht über die damals neue 20-Minuten-Regel. Unsere Gemeindepräsidentin erfuhr davon erst von den beiden Initiantinnen der Petition, Elsy Föhn und Luise Bürgler. Zum anderen setzte die Post gemäss Theo Pfyl den Gemeinderat nicht darüber in Kenntnis, wie viel sie mit der Schliessung der Poststelle in Muotathal einsparen würde. Schliesslich darf man vermuten, dass die Post den Gemeinderat auch nicht darüber informierte, dass sie in



Die Poststelle Muotathal soll, wenn es nach der Post geht, ab 2021 geschlossen und das Angebot in den Volg ausgelagert werden.

Foto: Walter Imhof

einer anderen Gegend der Schweiz gleich vier benachbarte Poststellen mit bloss zehn Kilometern Gesamtentfernung unangetastet liess.

Fazit: Die Post kommunizierte intransparent und verschwieg wichtige Fakten, um die Schliessung zu erreichen. Sie liess eine Behörde im Glauben, den Abbau schweizweit gleich zu handhaben.

Unterschriften erwirkten ein Umdenken beim Gemeinderat, nicht aber bei der Post

Gemäss Brief des Gemeinderats an die Bevölkerung hat die Post den Entscheid gefällt und verlauten lassen, dass jeder Widerstand zwecklos sei; sie verwies auf andere Beispiele. Im Frühling 2019 reichten Elsy Föhn und Luise Bürgler eine Petition mit 500 Unterschriften ein, die der Gemeinderat nicht ignorieren wollte und konnte. So stellte der Gemeinderat dieses Jahr bei der Schweizerischen Post AG und bei der PostCom (Eidgenössische Postkommission) zwei Wiedererwägungsgesuche – erfolglos. Die Zentrale in Bern trat nicht auf sie ein.

Die Post hatte sich systematisch, gleich dreifach, abgesichert: Weil ein Entscheid der Schweizerischen Post AG angefochten werden könnte, hat sie erstens zur «Selbstverpflichtung» gegriffen: Wenn der Gemeinderat unterschreibt und gleichzeitig auf Rechtsmittel verzichtet, verfällt jegliche Möglichkeit sich zu wehren, auch für die betroffene Bevölkerung. Die Post hat zweitens – wohlgermerkt nach der Unterzeichnung – die Kommunikation mit der Bevölkerung übernommen. Drittens hat sie eine zahnlose Rekursstelle eingerichtet,

die PostCom. Diese kann in Streitfällen bei Schliessungen nur Empfehlungen abgeben. Effektiv wird die Schweizerische Post AG nun zur Richterin in eigener Sache. Im Falle von Muotathal trat die PostCom gar nicht erst auf das Gesuch ein. Sie zitiert aber, was der Gemeinderat unterzeichnet hatte und schiebt ihm die alleinige Verantwortung zu. Dem ist auf keinen Fall zuzustimmen, denn es war die Post, die entschieden hat, unter Einsetzung unmoralischer Mittel.

Weitere Schritte sind in Arbeit

Der Initiantenkreis hat seit Mai erneut mehrere Schritte unternommen. Er setzt insbesondere darauf, dass die Post im Falle Muotathal nicht nur den Grundsatz der Gleichbehandlung verletzt, sondern auch die bundesrätliche 20-Minuten-ÖV-Vorgabe sowie jene Weisung, sie habe mit Rücksicht auf die Bevölkerung vorzugehen. Verletzung und bewusste Missachtung von Vorgaben sind eindeutig als Übertretungen zu werten. Eine der Aufgaben der PostCom ist: «Sie verfolgt und beurteilt Übertretungen.» Der Initiantenkreis wird demzufolge bei der PostCom im August eine Beschwerde einreichen. Er hofft, dass die PostCom die Übertretungen ahndet oder diesmal einen beschwerdefähigen Entscheid fällt. Damit würde sich ein Rechtsweg eröffnen, der Treu und Glauben in unserer Gesellschaft verteidigen könnte. Fortsetzung folgt.

Hinweis

Fred Föhn ist Sohn der Mitinitiantin Elsy Föhn und wohnt in Neuchâtel.

Pragelkapelle feiert 50-Jahr-Jubiläum

■ Am 9. August 1970 wurde die Pragelkapelle als zehntes Gotteshaus unserer Gemeinde eingeweiht

Trotz sintflutartiger Regenfälle nahmen rund 300 Personen an der Einweihung der prächtigen Pragelkapelle teil.

Walter Gwerder

Die Älpler vom Prigel und Umgebung machten sich schon länger Gedanken über den Bau einer neuen und grösseren Kapelle. Die alte Kapelle, die eher einem Bildstöckli glich, bot nur gerade Platz für einen Priester. Die Gottesdienstteilnehmer versammelten sich alle vor der Kapelle und feierten die heilige Messe unter freiem Himmel.

Mit der Gründung der Kapellgenossenschaft Prigel am 7. März 1965 hatte man vor, diese Situation zu ändern: Die Genossenschaft wollte eine neue, geräumigere Kapelle bauen und eine Kapellstiftung gründen, um das Gotteshaus später zu verwalten. Als Präsident wurde Konrad Schelbert (Gasthaus Hirschen) gewählt, als Aktuar Josef Schelbert (Förster) und als Kassier Karl Betschart (Obermatt). Konrad Schelbert leitete auch die Baukommission, der unter anderen Pfarrer Josef Sidler sowie der ehemalige Pfarrhelfer von Muotathal Josef Romer angehörten. Diesen beiden Herren war es zu verdanken, dass schon bei der Gründung der Genossenschaft nicht weniger als 60'000 Franken zur Verfügung standen.

Die Suche nach einem sicheren Platz

Das wichtigste Kriterium bei der Suche nach einem Standort für die neue Kapelle war ein lawinengeschützter Platz. Die Baukommission entschied sich zuerst für den höchsten Punkt des «Chareneggen» westlich des Bergrestaurants. Allerdings stellte sich heraus, dass auch dieser Standort nicht komplett sicher ist: Wildhüter



Die neue Pragelkapelle fügt sich harmonisch in die Karstlandschaft ein. Foto: zVg Walter Gwerder



An schönen Sonntagen im Sommer wird der Platz vor der neuen Kapelle von Gottesdienstbesuchern in Beschlag genommen. Foto: Bildband «Üses Muotithal» S. 84

Franz Betschart wies darauf hin, dass dort vor nicht allzu langer Zeit eine Lawine niedergegangen sei. Daraufhin verlegte man den Standort definitiv um rund 50 Meter nach Osten.

In die Landschaft einfügen

Im Sommer 1967 wurde mit dem Bau der Kapelle begonnen – nach den Plänen von Architekt Josef Steiner senior aus Schwyz. Das Innenwandmauerwerk wurde aus 15cm starken Backsteinen gemauert. Für die nichttragende Aussenwand wollte man aber spezielles Material verwenden, das gut in die Karstlandschaft passt. Baumeister Xaver Hediger hatte die zündende Idee, die vor Ort vorkommenden «Charensteine» (Karststeine) zu verwenden. Wie ging das vonstatten? Die Steine mussten als Erstes aus den «Charen» herausgesprengt werden. Nun hiess es, diese Steine zu bearbeiten und in die passende Form zu bringen. Dazu waren handwerkliches Geschick und auch ein geübtes Auge erforderlich. Die «Charensteine» sind brüchig und oft mit «Glässi» (weissen Quarzadern) durchsetzt und daher schwierig zu bearbeiten. Eine Steinmauer auf diese Weise zu erstellen erwies sich als mühselige und zeitraubende Arbeit. Die Wand wuchs deshalb nur langsam in die Höhe. Die Bauarbeiten wurden zudem dadurch erschwert, dass damals nur ein Natursträsschen auf den Prigel führte. Sämtliches Baumaterial musste mit einem Landrover und Anhänger über dieses Strässchen herangeschafft werden. Es brauchte zwei Sommer, bis die Bruchsteinmauer schliesslich fertiggestellt

war. Die Maurer hatten am Ende aber ein kleines Kunstwerk vollbracht. Die Wand ruft noch heute Staunen hervor. Daran gearbeitet hatten allen voran der Unternehmer Xaver Hediger und Sohn Alfred (ds Försters), Vitus Gwerder (ds Chlämmärs), Josef Imhof (ds Hofers), Josef Suter (ds Schnäpfs), Walter Hediger (ds Försters) und Alois Betschart (ds Gändlers).

Bauschulden beglichen

Am Sonntag, 9. August 1970, meinte es das Wetter nicht gut mit der Festgemeinde: Bei der Einweihung der Kapelle regnete es in Strömen. Trotzdem pilgerten die Festbesucher von überall her zum neuen Gotteshaus. Anstelle des verhinderten Bischofs Vonderach weihte Pfarrer Josef Sidler, assistiert von Pfarrer Josef Romer (Lauerz, ehemals Pfarrhelfer in Muotathal), das gelungene Werk den Heiligen Antonius und Wendelin. Eine Bläsergruppe des Musikvereins Muotathal sowie der Männerchor umrahmten mit stimmungsvollen Vorträgen die schlichte, aber eindrucksvolle Feierstunde.

Die gesamten Baukosten für die Kapelle beliefen sich auf 160'000 Franken. Das dafür gespendete Geld hätte allein nicht gereicht, aber durch den grossen Opferpatzen am Tag der Einweihung konnten die Bauschulden beglichen werden.

Hinweis

Am Sonntag, 9. August, wird das Jubiläum der Pragelkapelle mit einer Jodlermesse mit dem Jodlerklub Muotathal und anschliessendem Apéro gefeiert.

Hinter jedem Berg wartet ein nächster

■ **Löry Schelbert – ein vielseitig begabter Sportler mit beeindruckender Zwischenbilanz**

Wer Löry Schelbert (ds Längä) in freier Natur antreffen will, muss früh aufstehen – im doppelten Sinn des Wortes. Löry braucht seine tägliche sportliche Betätigung wie andere Leute den Kaffee am Morgen. Der umtriebige Sportler hat einiges erreicht im Laufe seines Lebens.

Peter Betschart

«Glaubsch du a Wunder?», fragte der Dorfarzt Hermann Gwerder einmal Löry Schelbert. Nach einem dreiwöchigen Spitalaufenthalt und einer Palette von inneren Verletzungen stand er zur ersten Kontrolle bei ihm in der Praxis. Als junger Skicrack hatte Löry trotz allem grosses Glück gehabt beim fatalen Sturz während des Abfahrtstrainings auf dem Gornergrat im Winter 1975/76. Ein Sturz, der vieles veränderte für Löry.

Ohne zu «plagieren», aber mit sichtlichem Stolz, legt Löry die Rangliste eines FIS-Rennens aus dem Jahr 1975 auf den Küchentisch. Da war der kleine, wendige Skifahrer aus dem Muotatal voll im Saft und hoffte dank guter Resultate auf den Sprung nach ganz oben. Am Start standen neben Schelbert auch Namen wie Stenmark, Girardelli, Hemmi oder Križaj. Der Sturz in der folgenden Saison bremste den ehrgeizigen und aufstrebenden Skifahrer allerdings aus.

Als Kind immer ein «Fägnäscht»

Sein Talent fürs Skifahren hat Löry wohl vom Vater geerbt, der Gründungsmitglied des Skiclubs Muotathal war. Sportlicher Wettkampf spielte zu Hause eine wichtige Rolle und so stand Löry bereits im Vorschulalter «is Jakä Plangg» am Start und bewies Mut. Wer hätte damals erahnt, dass er im Laufe seines Lebens nicht weniger als zwölfmal Clubmeister werden würde?

Schon als Kind war Löry ständig auf den Beinen und in Bewegung, «äs Fägnäscht». Auch heute noch hat er Mühe damit, wenn Kinder zu Hause herumsitzen. Bei ihm wäre das undenkbar gewesen; er musste sich «rodä». Die Sommer verbrachte er auf der Alp Schwellau und holte sich dadurch die nötige Grundkondition. Gerne hätte er eine Schwingerlaufbahn eingeschlagen, aber aufgrund seiner Statur war dies ausgeschlossen. Dafür entdeckte er schon früh das runde Leder. Auch hier fiel Löry

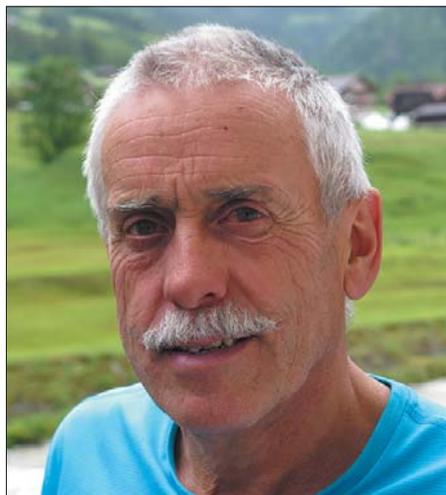


Löry hat auch seine erwachsenen Söhne mit seiner Bergbegeisterung angesteckt. Hier mit Junior Stefan auf dem Höch Turm – für Löry war es das 90. Mal.
Foto: zVg Löry Schelbert

rasch als geschickter und ebenso ehrgeiziger Spieler auf, der nur ungern ein Spiel verlor. Fehlender Einsatz oder mangelnde Motivation bei Mitspielern waren ihm ein Gräuel. So ist es nachvollziehbar, dass der Sportler Löry seinen Weg irgendwann als Einzelkämpfer fortsetzte und den Fussball nur noch von der Seitenlinie aus verfolgte.

Neue Horizonte auf 4000 Metern über Meer

Wem persönliche Leistung wichtig ist, der sucht sich entsprechende Sportarten und misst sich mit sich selbst. Jahrelang hiess der Gegner von Löry «Zeit». Mit dem Älterwerden wurde dieser Ansatz jedoch zu frustrierend. Löry entdeckte deshalb mehr und mehr die Ausdauer als seine grosse Stärke und konzentrierte sich fortan auf Skitouren – ganzjährig. In seiner Funktion als Zentralenchef der ebs Energie AG im Seeberg (Bisistal) konnte er dieser Leidenschaft noch vor Arbeitsbeginn frönen.



Löry Schelbert ist auch als Ü60 noch immer voller Tatendrang.
Foto: Peter Betschart

Meistens war Löry bereits wieder vom Glatten zurück, wenn andere den Aufstieg erst in Angriff nahmen.

Mit der Zeit weitete sich der Tourenradius aus und Löry entdeckte zusammen mit «ds Baschä Stefi» die Hochtouren. Die letzten 15 Jahre haben sich die zwei Schelberts die Viertausender als neue Zielvorgabe vorgenommen. So knackten sie einen nach dem anderen; meistens auf den Skiern. Da die Besteigung vieler dieser Berge mit Kletterei verbunden ist, fand Löry in Edi Gisler einen ebenbürtigen und unerschrockenen Tourenkameraden, mit dem (fast) alles möglich ist. Innert zehn Jahren eroberte Löry sämtliche 48 Viertausender in der Schweiz. Einige bereits mehrmals und teilweise an einem Tag gleich mehrere: Man ist schliesslich nicht jeden Tag im Wallis. Darunter finden sich auch unglaublich strapaziöse Aktionen wie beispielsweise die Eintagestour von Muotathal auf den Gran Paradiso im Aostatal (I) und wieder zurück. Leistungsexzess? Lörys Mutter pflegte früher zu fragen: «Und jetzt, was hesch dervoo?»

Das Quäntchen Glück im Leben

Löry stellt sich diese Frage sicher nicht jeden Tag. Er weiss aber auch, dass sein Leistungssport ein Suchtverhalten darstellt und er grosse Risiken eingeht. Dabei hofft er auch weiterhin auf das Quäntchen Glück, das er im Leben schon oft in Anspruch nehmen durfte. Beim Erzählen leuchten seine Augen und man kann sich die Strapazen bildlich vorstellen. Löry verfolgt klare Ziele und geht konsequent seinen Weg – ein Lebensmotto. Das Glücksgefühl auf dem Gipfel ist Motivation für die nächste Tour, denn hinter jedem Berg steht ein nächster.